

Jürgen Straub
Interkulturalität zwischen Konflikt und Koexistenz

Diskurse der Psychologie

Jürgen Straub

Interkulturalität zwischen Konflikt und Koexistenz

Grundbegriffe und Alltagskonstellationen

Ausgewählte Schriften

Psychosozial-Verlag

Die »Ausgewählten Schriften« Jürgen Straubs werden gedruckt mit Unterstützung durch Dr. Lotte Köhler und die Köhler-Stiftung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Originalausgabe

© 2024 Psychosozial-Verlag GmbH & Co. KG, Gießen

E-Mail: info@psychosozial-verlag.de

www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: © Adobe Stock / Alexander

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen

von Hanspeter Ludwig, Wetzlar

ISBN 978-3-8379-3022-1 (Print)

ISBN 978-3-8379-6243-7 (E-Book-PDF)

Inhalt

Vorwort und Danksagungen	9
Einführung – oder: Kulturelle Unterschiede und fremde Andere	21
Aufmerksamkeit für interkulturelle Konstellationen in Alltag und Wissenschaft	
Teil I: Begriffliche und theoretische Grundlagen	
Kultur	83
Kompetenz	139
Gesellschaftliche Relevanz, praktische Bedeutung und wissenschaftliches Interesse	
Wie erwirbt man interkulturelle Kompetenz?	175
Lerntheoretische Grundlagen	
Teil II: Negative Affekte und Gewalt in Verletzungsverhältnissen	
Was bewegt uns, was bestimmt unser Handeln?	271
Relevante Affekte und das explanative Potenzial eines psychoanalytischen Konzepts für die Kulturpsychologie: <i>Abjektion</i>	
Gewaltgeschichten in Verletzungsverhältnissen	311
Gegenwärtige Vergangenheit, historisches Bewusstsein und interkulturelle Bildung in Migrationsgesellschaften	

Verletzungsverhältnisse, interreligiöse Konflikte und Abjektionen in postmigrantischen Einwanderungsgesellschaften	349
Alevit:innen und Sunnit:innen in Deutschland: Was sie die interdisziplinäre Migrationsforschung lehren könnten	
Übersetzungsorte zwischen den Welten	415
Selbsttransformationen von unbegleiteten Geflüchteten in Gastfamilien	
Teil III: Interdisziplinarität eines Forschungsprogramms	
Interkulturelle Kommunikation – eine wissenschaftliche Disziplin?	451
Drucknachweise und ergänzende Literaturhinweise	505

Vorwort und Danksagungen

Das vorliegende Buch gehört zu einer Reihe mit »Ausgewählten Schriften« zu verschiedenen Themen, denen ich mich in den letzten Jahren und Jahrzehnten intensiv gewidmet habe. Im Einzelnen umfasst diese Reihe folgende, nun mehrheitlich bereits publizierte Titel (die ggf. in mehrere Teile aufgeteilt sind):

- *Das erzählte Selbst. Konturen einer interdisziplinären Theorie narrativer Identität*
 - *Band 1: Historische und aktuelle Sondierungen autobiografischer Selbstartikulation* (2019)
 - *Band 2: Begriffsanalysen und pragma-semantische Verortungen der Identität* (2019)
 - *Band 3: Zeitdiagnostische Klärungen und Korrekturen postmoderner Kritik* (2019)
- *Das optimierte Selbst. Kompetenzimperative und Steigerungstechnologien in der Optimierungsgesellschaft* (2019)
- *Interkulturalität zwischen Konflikt und Koexistenz. Grundbegriffe und Alltagskonstellationen* (2024)
- *Kreatives Gedächtnis, erinnerte Geschichte, kontingentes Leben. Kulturpsychologische Analysen historischer und biografischer Sinnbildung* (Arbeitstitel; vrsl. 2026)

Im vorliegenden Buch finden sich handlungs- und kulturpsychologische sowie trans- und interdisziplinäre Arbeiten zum Themenkomplex »Interkulturalität zwischen Konflikt und Koexistenz«. Es werden theoretische Grundbegriffe vorgestellt, Modi des lernenden Erwerbs interkultureller Kompetenz erörtert und exemplarische Alltagskonstellationen untersucht, in denen sich kulturelle Differenzen als kommunikative Heraus-

forderungen und konflikträchtige Hindernisse im Zusammenleben erweisen.

Was die empirischen Exempel angeht, finden negative Affekte besondere Beachtung, insbesondere sogenannte »Abjektivierungen« und »Abjektionen«, durch die fremde Andere im Extremfall zu abscheulichen, sogar ekelerregenden Objekten abgewertet werden (s. Teil II, Kap.: »Was bewegt uns, was bestimmt unser Handeln?«). Damit soll *Gefühlen* in der kulturpsychologischen und sozialwissenschaftlichen Konfliktanalyse größere Beachtung entgegengebracht werden, als dies gemeinhin der Fall ist, auch in interkulturellen Studien. Durch diese Akzentverlagerung wird die Bedeutung anderer Faktoren für die Entstehung interkultureller Krisen und Konflikte keineswegs in Abrede gestellt. Man denke etwa an unterschiedliche handlungsleitende kulturelle Werte und soziale Normen oder einfach an verschiedene Sprachen und Sprachkompetenzen, die Verständigungsprobleme und Missverständnisse in der interkulturellen Kommunikation, Kooperation und Koexistenz hervorrufen können. Es wird jedoch behauptet, dass Gefühle bei der Analyse der Entstehung, Eskalation und Verfestigung solcher Krisen und Konflikte häufig nicht hinreichend beobachtet und beachtet wurden. Dieser Befund mag überraschen. Er scheint mir für die Forschungslandschaft im hier interessierenden Feld jedoch zutreffend. Das gilt sogar für die Psychologie, mit Ausnahme der Psychoanalyse, ganz besonders jedoch für Disziplinen wie die Soziologie und Soziolinguistik, die Sprach- oder Literaturwissenschaften und Philologien wie die Amerikanistik, Romanistik etc., die Ethnologie und speziellere Arbeitsgebiete wie etwa Deutsch als Fremdsprache.

Dieses auffällige Defizit charakterisiert bis heute die disziplinäre, inter- und transdisziplinäre Erforschung aller möglichen Aspekte der *Interkulturalität*. Allerdings wird dies in jüngerer Zeit öfter festgestellt und moniert. Entsprechend lassen sich seit etwa einem Jahrzehnt deutliche Korrekturen und Kompensationen des festgestellten Mangels registrieren, nicht allein im hier fokussierten Forschungsgebiet. Es gibt in mehreren sozial- und kulturwissenschaftlichen Forschungsfeldern eine gestiegene Aufmerksamkeit für Affekte, Emotionen, Stimmungen und Atmo-

sphären – was durch die vor allem in der Soziologie längst verbreitete Diagnose eines *affective* oder *emotional turn* angezeigt wird (s. dazu etwa Straub & Tepeli, 2023, wo ein Einblick in aktuelle Diskurse und ein paar Literaturhinweise gegeben werden; außerdem Straub, 2019a). Es scheint heute weitgehend Konsens darüber zu bestehen, dass Gefühle dieser oder jener Art eine wichtige Rolle spielen müssen, sobald es darum geht, wissenschaftlich zu beschreiben, zu verstehen und zu erklären, wodurch unser Handeln maßgeblich bewegt wird und was unsere Interaktionen in Gang hält, was ihnen eine bestimmte Qualität, Richtung und Dynamik verleiht (s. das bereits angesprochene Kapitel in diesem Buch). Selbstverständlich dürfen wir, wenn wir solche Fragen stellen, rationale Gründe, vernünftige Absichten und partikuläre Interessen nicht vernachlässigen. Die entscheidenden, teilweise unbewussten Beweggründe bilden jedoch häufig Affekte und Emotionen; auch hintergründige Stimmungen oder Atmosphären können als hermeneutische und explanative Faktoren äußerst wichtig sein – und zwar vor allem dann, wenn es um das verstehende Erklären krisen- und konflikthafter Phänomene geht. Im weiten Feld der Interkulturalität haben wir es oftmals just mit solchen Phänomenen zu tun.

Die exemplarischen empirischen Analysen, die in das vorliegende Buch aufgenommen wurden, beruhen auf den Dissertationen jüngerer Kolleginnen, die zu begleiten ich die Ehre hatte (Gottschalk, 2024; Tepeli 2024; s. in diesem Buch die letzten beiden Kapitel in Teil II). In die anhaltende Zusammenarbeit mit Ines Gottschalk sowie Dilek Tepeli durfte ich die Perspektive einer handlungstheoretischen Kulturpsychologie einbringen, die sich in methodologischer und methodischer Hinsicht auf die relationale Hermeneutik stützt (Straub, 1999, 2021, 2022; Straub & Shimada, 1999). Beide Forschungsbeispiele widmen sich Herausforderungen in der postmigrantischen Einwanderungsgesellschaft Deutschland (s. dazu das noch nicht genannte Kapitel in Teil II: »Gewaltgeschichten in Verletzungsverhältnissen«).

Zum einen geht es um das Leben unbegleiteter Jugendlicher in Gastfamilien, die in einer hochinteressanten Weise an zahlreichen sprachlichen und pragmatischen »Übersetzungsbe-

mühungen« mitwirken und durch die Aufnahme der Jugendlichen einen oft maßgeblichen Beitrag zu deren Integration in die Gesellschaft leisten. Dadurch ändern sich in aller Regel auch die einheimischen Familienmitglieder selbst sowie weitere Angehörige und manchmal auch Institutionen der Aufnahmegesellschaft. Zum anderen geht es um postmigrantische Konflikte zwischen türkeistämmigen jungen Alevit:innen¹ und Sunnit:innen in Deutschland, wodurch die in der Migrations- und Integrationsforschung gängige Perspektive erweitert bzw. gewechselt wird – weg von Konflikten zwischen der etablierten autochthonen Bevölkerung (bzw. bestimmten Gruppen dieses Teils der Bevölkerung) und den zugewanderten Minderheiten und ihren (in Deutschland geborenen und aufgewachsenen) Kindern und Kindeskindern, hin zu Auseinandersetzungen zwischen diversen Gruppen von Migrant:innen und ihren Nachkommen selbst. Dabei zeigt sich, dass manche ihrer Konflikte eine lange Geschichte in historischen »Verletzungsverhältnissen« haben, in denen womöglich exzessive kollektive Gewalt ausgeübt und erlitten wurde. Solche Verletzungsverhältnisse werden also – auf dem Weg der intergenerationalen Tradierung in Familien und anderen sozialen Alltagskonstellationen – zu integralen Bestandteilen von vielen kulturell komplexen, superdiversen Einwanderungsgesellschaften (s. dazu auch die ausführliche thematische Einführung in dieses Buch, außerdem das zuletzt genannte Kapitel in Teil II). Auch für diese lebensweltlich und politisch so wichtige psychosoziale Tatsache soll im vorliegenden Buch der Blick geschärft werden. Das sozialtheoretische Konzept der »historischen Verletzungsverhältnisse« lenkt die Aufmerksamkeit im Übrigen erneut auf – teils unbewusste – affektive, emotionale Ligaturen, die für zwischenmenschliche

1 Ich werde mich im vorliegenden Buch manchmal an eine willkürlich wechselnde Schreibweise halten, um zum Ausdruck zu bringen, dass Frauen und Männer gleichermaßen gemeint sind – und obendrein alle, die sich keinem dieser traditionellen Geschlechter zuordnen mögen. Das etablierte generische Maskulinum wird so durch ein gleichberechtigtes generisches Femininum ergänzt. Ebenso bediene ich mich – wie hier – des von vielen Autor:innen benutzten Doppelpunkts, um alle Geschlechter zu integrieren.

Begegnungen und Beziehungen zwischen Gruppen und Individuen so außerordentlich bedeutsam sind.

Auf die begriffsanalytischen und theoretischen Kapitel in Teil I, in denen es um »Kultur«, »Kompetenz« und die lerntheoretischen Grundlagen des Erwerbs interkultureller Kompetenz geht, folgen die bereits erwähnten, theoretischen und empirischen Kapitel in Teil II sowie in Teil III dieses Buchs ein abschließender Beitrag, in dem dargelegt wird, warum »interkulturelle Kommunikation« zwar ein hochinteressantes Themenfeld ist, das für die alltägliche Praxis in superdiversen, kulturell komplexen Gesellschaften ebenso relevant ist wie für die zeitgemäßen Subjekt-, Sozial- und Kulturwissenschaften – aber wahrlich keine eigenständige wissenschaftliche Disziplin. Das ist allerdings kein Nachteil, sondern, wie im Fall anderer multi-, inter- und transdisziplinärer Forschungsprogramme, ein Vorzug. Es gibt heute zahlreiche Themen, für deren Erforschung mehrere Disziplinen zuständig sind. Diese Fachwissenschaften sind nicht selten angehalten, ja aus sachlichen Gründen bisweilen sogar gezwungen, die Grenzen der eigenen Disziplin zu überschreiten, inter- und transdisziplinäre Perspektiven einzunehmen und tatsächlich produktiv werden zu lassen. In einigen Fällen nehmen einzelne Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen solche Grenzüberschreitungen sukzessive selbst vor und entwickeln im Lauf der Zeit interdisziplinäre Kompetenz *in personam*.

Der im Vorwort bislang vernachlässigte Auftakt zum vorliegenden Buch bildet eine ausführliche Einführung in das weit gefächerte Thema der Interkulturalität. Darin wird nicht nur daran erinnert, dass kulturelle Unterschiede schon vor 2.000 Jahren und mehr die Gemüter bewegten – und sich kluge Köpfe, auch in Europa, Gedanken über solche Differenzen und deren lebenspraktische, gesellschaftliche und politische Relevanz machten. Dies geschah manchmal auf der Grundlage ausgeklügelter Forschungen. Zugleich wird in der Einführung auch gezeigt, dass solche erfahrungswissenschaftlichen Studien, theoretischen und methodologischen Reflexionen am Anfang der europäischen Wissenschaften noch einige systematische Schwachstellen und Defizite aufwiesen, die zumindest die avancierten Ansätze in der

Interkulturalitätsforschung unserer Tage überwunden haben. Zu den erzielten Fortschritten gehören neben professionellen methodischen Werkzeugen auch einige subtile begriffliche Unterscheidungen zwischen unterschiedlichen Typen kultureller Differenz, Alterität und Alienität. Man muss also, sobald es um Andere(s) und Fremde(s) geht, auch noch das Unterscheiden hinreichend differenziert anlegen. Neben eher oberflächlichen, *graduellen* Unterschieden zwischen Menschen, ihren kulturellen Lebensformen und sozialen Praktiken, gibt es, wie am angegebenen Ort dargelegt wird, *erhebliche* und schließlich *radikale* Differenzen. Gegen Ende der Einführung wird noch dargelegt, warum uns das Andere und Fremde – gerade auch in Gestalt anderer, fremder Menschen und ihrer Lebensformen und Handlungsweisen, ihrer Arten zu denken und zu fühlen – noch auf unabsehbare Zeit beschäftigen wird. Das gilt für zahllose Alltagskonstellationen und alle zuständigen Wissenschaften. Damit widerspreche ich sehr entschieden modischen Gegenwartsdeutungen, die ohne hinreichenden Bezug zu empirischen Forschungen und oft auch ohne erforderliche theoretische Präzision in kulturkonservativ-dystopischen Essays von der Austreibung, Abschaffung oder Eliminierung des und der Anderen oder Fremden schwadronieren. Es kann vorerst keine Rede davon sein, dass wir die Anderen und Fremden entbehren würden oder ihnen, so sehr wir es auch wünschen und versuchen mögen, dauerhaft ausweichen könnten. Sie sind, wie das anonyme Andere und Fremde, allgegenwärtig und oft geradezu aufdringlich. Sie bilden in einem notgedrungen soziokulturell verfassten Leben und in unser aller Seelenleben bleibende Herausforderungen. Solange sie anwesend sind und sich bemerkbar machen, erheischen sie Antwort.

Neben den zuvor angeführten Büchern in der Reihe mit »Ausgewählten Schriften« verwirklichte der Psychosozial-Verlag in jüngster Zeit ein Projekt, in dem ich eine eigenständige Serie mit »Schriften zu einer handlungstheoretischen Kulturpsychologie« veröffentlichen konnte. Auch diese Buchreihe ist ein *work in progress*. Das erste, in zwei Bände gegliederte Buch dieser Serie wurde 2021 unter dem programmatischen Titel *Psychologie als interpre-*

Einführung – oder: Kulturelle Unterschiede und fremde Andere

Aufmerksamkeit für interkulturelle Konstellationen in Alltag und Wissenschaft

»Das Handeln ist die einzige Tätigkeit der Vita activa, die sich ohne die Vermittlung von Materie, Material und Dingen direkt zwischen Menschen abspielt. Die Grundbedingung, die ihr entspricht, ist das Faktum der Pluralität, nämlich die Tatsache, daß nicht ein Mensch, sondern viele Menschen auf der Erde leben und die Welt bevölkern.«

Hannah Arendt (1981 [1958], S. 14)

»Kein Mensch ist souverän, weil Menschen, und nicht der Mensch, die Erde bewohnen.«

(ibd., S. 229)

Ausgangspunkte, Aussichten: Diversität ohne notwendige Folgen

Es gehört zum medial inszenierten, objektiven Bewusstsein unserer Tage, die eigene Gegenwart als permanenten Anbruch einer neuen, kontinuierlich beschleunigten Zeit zu erfahren. Täglich wird Neues ausgemacht. Dazu gehört auch eine in ihrer gegenwärtigen Gestalt bislang nicht gekannte, geschweige denn erlebte Vielfalt der Kulturen. Manche sprechen mit Steven Vertovec (2019, 2024) aus guten Gründen von *Superdiversität*, einer potenzierten Form von Diversität (in verschiedenen Hinsichten: Ethnie, Kultur, Sprache, Religion, Geschlecht, Milieu etc.; vgl. zum Überblick Creese & Backledge, 2018). Das bedeutet selbstverständlich nicht, Menschen hätten kulturelle Unterschiede nicht schon immer erlebt, wahrgenommen und reflektiert. Das

war mal weniger, mal mehr der Fall. Hier sind sie besser, dort schlechter damit zurechtgekommen. Für alle Zeiten und Weltengehenden finden sich dafür zahllose Beispiele. Richtet man den Blick auf Europa, liegt das folgende Exempel nahe: Während die Habsburger Monarchie mit ihrer etablierten ethnischen, sprachlichen und religiösen Vielfalt bis heute wahrlich kunterbunt anmutet, duldeten die Nationalsozialisten kurze Zeit danach keinerlei Abweichung vom als homogene Einheit imaginierten »Volkkörper der Deutschen« mehr. Die fremden Anderen waren in diesem Terrorregime von Verfolgung und Vernichtung bedroht und wurden millionenfach in industriellen Tötungsfabriken ermordet sowie auf den Schlachtfeldern mehrerer Angriffskriege getötet. Von Toleranz gegenüber den »veränderten«, willkürlich zu Fremden gemachten Anderen blieb kaum eine Spur. Die Folgen dieser extremen ideologischen Intoleranz und hasserfüllten Menschenverachtung – die Hannah Arendt nicht als Vergehen gegen die Menschlichkeit abtat, sondern als beispielloses Verbrechen an der Menschheit verurteilt hat – sind keineswegs ganz verblasst.

Nicht allein der Antisemitismus hat überlebt. Auch die feindselige Ablehnung von anderen religiösen, gegenwärtig vor allem von muslimischen Glaubensbekenntnissen oder von bestimmten politischen Überzeugungen gehört zu unserem Alltag. »Ausländerfeindlichkeit« wird in unserer pluralistischen, liberalen und demokratischen, offenen Gesellschaft zwar häufig kritisiert und geächtet. Diese Einstellung ist in bestimmten Kreisen aber trotzdem noch immer stark ausgeprägt und wird öffentlich inszeniert, mitunter ganz unverhohlen propagiert und begründet. Die vorgebrachten »Gründe« sind in der Regel eher Affekte als Argumente; meistens entbehren sie einer sachlichen Grundlage und rationalen Analyse der beklagten Verhältnisse. Analoges gilt für alte und neue Spielarten des Rassismus (in allen seinen Spielarten: den individuellen und kollektiven sowie den institutionellen oder strukturellen Formen). Auch hier spielen rationale Argumente keine nennenswerte Rolle, negative Affekte und Emotionen, ohne die kein Vorurteil auskommt, dagegen schon (Sieben & Straub, 2011). Weitere weltanschauliche Minderheiten, nicht zuletzt die vom »heteronormativen« Standard abweichenden Menschen

mit alternativen sexuellen Orientierungen, werden noch immer skeptisch beäugt und von vielen kurzerhand abgelehnt und verachtet, stigmatisiert, diskriminiert, an den Rand gedrängt und aus dem Kreis der hegemonialen Mehrheit ausgeschlossen. Und mit Frauenfeindlichkeit, sogar exzessivem Frauenhass, ist es ebenfalls nicht vorbei. All das ist nach wie vor durchaus verbreitet – teilweise nicht nur an den rechten Rändern des politischen Raumes und in Gruppen radikaler Machos etc., sondern auch in der sog. »Mitte der Gesellschaft«, in Deutschland und in zahllosen anderen Ländern (exemplarische Dokumentationen und Analysen bieten etwa: Bundesregierung des Innern und für Heimat, 2023; Decker & Brähler, 2020; El-Mafaalani, 2018, 2021; Foroutan, 2019; Heitmeyer, 2018; Kaiser, 2020; Pohl, 2019; Rensmann, Hagemann & Funke, 2011; Salzborn, 2017).

Es gilt noch immer Alexander Mitscherlichs 1964 notierte und scharfsinnig analysierte Beobachtung, dass Toleranz zwar leicht zu proklamieren, aber schwer zu erlangen und zu praktizieren sei. Unsere Gegenwart bezeugt diese Diskrepanz vielleicht mehr denn je. Manche halten von dieser ebenso wertvollen wie zerbrechlichen politischen Errungenschaft offenbar nicht allzu viel (zur Geschichte und Gegenwart der Toleranz s. Forst, 2003). Dass wir in öffentlichen und privaten Räumen ohne Unterlass darüber reden, ist eher ein Symptom einer dauerhaften Krise der Toleranz als der Nachweis ihrer stabilen, allgemeinen Gegenwart. Toleranzbereitschaft darf nicht nur gefordert, sondern will gefördert und aufrechterhalten werden. Das zerbrechliche Gut ist auf eine ihm zuträgliche Praxis angewiesen, in der Menschen erleben können, dass es sich lohnt, anderen und zumal fremden Menschen gegenüber offen zu sein. Das ist keineswegs selbstverständlich und automatisch so. Es kann, wie wir alle wissen, mühsam, anstrengend und schon mal überfordernd sein, allen anderen mit einem Wohlwollen zu begegnen, das Wertschätzung zwar nicht unbedingt garantiert, aber auch nicht von vorneherein ausschließt. Mitunter ist es leichter und bequemer, sich zu verschließen und von der eigenen Toleranzbereitschaft abzulassen. Ignoranz und Gleichgültigkeit, auch in der Form der herablassenden Duldung fremder Menschen und ihrer Lebensformen, sind nur allzu menschliche

Alternativen zum kräftezehrenden Bemühen um wechselseitige Anerkennung.

Die Mehrheit im heutigen Deutschland und in vielen anderen offenen Gesellschaften ist jedoch bereit, auch die fremden Anderen zu beachten und zu achten, ihnen mit Respekt und Mitgefühl zu begegnen, gerade dort, wo es offenkundige Gründe für Mitleid, Anteilnahme und Solidarität gibt. Diese Mehrheit der Wohlgesinnten ist mit der allgegenwärtigen sozialen Tatsache vertraut, dass es der Gesellschaft und allen Einzelnen einiges abverlangt, fremde Andere zu achten und anzuerkennen oder sie wenigstens gleichmütig ihr Leben leben zu lassen. Sehr viele Zeitgenossen setzen sich mit ihrem Gegenüber und zugleich mit sich selbst auseinander. Sie weichen, wie unwahrscheinlich das noch immer erscheinen mag, Diversität nicht aus. Sie wissen oder spüren zumindest, dass kulturelle Lebensformen ebenso kontingent sind wie das eigene Selbst (Rorty, 1991). Sie nehmen diese Einsicht ernst, wenn sie sich um Toleranz bemühen und sich gegen eine in Vorurteilen verwurzelte Ablehnung und Ausweisung fremder Anderer aussprechen und entsprechend handeln – so gut, wie es im persönlichen Alltag und in den gesellschaftlichen Institutionen eben geht, so weit, wie die persönlichen Ressourcen eben reichen.

Sie wenden sich nicht zuletzt jenen Menschen zu, die vor Jahrzehnten oder erst vor Kurzem, egal aus welchen Gründen, egal, ob vor einem halben Jahrhundert oder vor wenigen Monaten, nach Deutschland einwanderten und hier ein neues Zuhause suchten; viele sind noch dabei, sich umzusehen und sich heimisch zu fühlen. Den einen gelingt das, den anderen etwas weniger oder gar nicht. Viele Zugezogenen hofften auf eine offene Gesellschaft und erlebten dann mannigfache Grenzen, sogar harte Formen der Abwertung und Entwertung, Marginalisierung, Diskriminierung und Exklusion. Gewaltbereite und tatsächlich längst gewaltsame und gewalttätige Repräsentanten der extremen Rechten machen heute selbst vor Deportationsfantasien und -plänen nicht halt.¹ Man kann das öffentlich

¹ Vgl. hierzu die einschlägigen Medienberichte, zum Beispiel in *Die Zeit* den Beitrag von Christian Fuchs (aktualisiert am 11.01.2024, 11:03 Uhr):

skandalisieren und zur Gegenwehr schreiten (wie es in den von kaum jemandem erwarteten oder gar vorhergesehenen Massendemonstrationen zur Verteidigung einer offenen, demokratischen Gesellschaft im Frühjahr 2024 in Deutschland geschehen ist). Ganz aus der Welt schaffen, lassen sich die fortlebenden Aversionen und Gewaltfantasien sowie die praktizierten – keineswegs nur symbolischen – Formen der Gewalt gegen die fremden Anderen wohl nicht. Hinzu kommt, dass nicht alle fremden Anderen ihrerseits friedfertig und integrationswillig sind, sondern die offenen, demokratischen Gesellschaften im Westen und anderswo verachten und bekämpfen. Manche halten die sich zur Demokratie und einer freiheitlich-liberalen, pluralistischen Verfassung bekennenden Menschen für Erzfeinde, die zu töten die terroristisch Gesinnten bekanntlich bereit und fähig sind.

Derartig düstere Lagebeschreibungen – die für verschiedene Länder variiert werden müssen –, sollten jedoch, wie gesagt, nicht den Blick dafür verstellen, dass heute zahlreiche Menschen Toleranz- und Anerkennungsgebote tatsächlich ernst nehmen. Das sind keine bloßen Phantasmagorien, nicht nur illusionäre Selbsttäuschungen. Solche politischen Prinzipien und praktischen Gebote, ethischen Maximen und die sie rechtfertigenden Begründungen gehören zum Kern einer auch in Deutschland etablierten, maximal inklusiven »Leitkultur«. Wenn es heute so etwas überhaupt gibt, dann ist es wohl diese universalistische Kultur der Toleranz, Achtung und Anerkennung. Für zahllose Menschen stellen Mitgefühl, Mitleid und Solidarität mit fremden Anderen keine bloßen Phrasen dar, sondern Handlungsmaximen in vielen Alltagskonstellationen und Berufsfeldern, und zwar in allen gesellschaftlichen Subsystemen und ihren Institutionen (in der Wirtschaft, im Recht, in der Wissenschaft und Kunst, in der Religion, Erziehung, Bildung, im Gesundheitswesen usw.). Das ist eine soziokulturelle Errungenschaft, die man keinesfalls kleinreden oder verächtlich machen sollte. Arendts Hoffnung und Appell, dass wir Menschen in ihrer Vielzahl und Vielfalt wahr-

nehmen und nicht »den Menschen« bzw. »die Menschheit« adressieren, dass wir also den in unserer Gegenwart so verblüffend diversen Gruppen und Individuen mit Wohlwollen und Interesse sowie größtmöglicher Offenheit begegnen mögen, hat sich durchaus ein Stück weit erfüllt – trotz aller xenophoben Antipoden und rückwärtsgewandten Gegenbewegungen. Aladin El-Mafaalani (2018, 2023) beharrt zu Recht darauf, dass wir in den erwähnten Punkten noch nie weiter gewesen seien als heute. Wir sind als Gesellschaft zwar immer noch weit vom Ideal gleicher Bildungs-, Aufstiegs- und Partizipationschancen entfernt. Ungleichheit beginnt im Leben der Benachteiligten sehr früh. So unterlässt es der Staat zum Beispiel, schulpflichtige Kinder tatsächlich einzuschulen. Trotz solcher Versäumnisse ist die aktuelle Bilanz nicht nur schlecht. Es war schon deutlich schlechter. Was in den vergangenen Jahrzehnten in vielen auf Gleichheit, Gerechtigkeit und Solidarität bedachten Gesellschaften erreicht wurde, darf als Erfolgsgeschichte gelten.

Das kann und sollte man sagen, gerade wenn man sich mit anhaltenden Integrationsproblemen, soziokulturellen Konflikten und politischen Kämpfen – auch in Gestalt des (strukturellen) Rassismus – in der offenen Gesellschaft befasst. Auch wenn die Zukunft ungewiss bleibt, Rückschläge wahrscheinlich und die Aussichten nicht immer rosig erscheinen, gibt es guten Grund zu verhaltenem Optimismus – und vielschichtige Gründe speziell für eine gewisse »melancholische Zufriedenheit« mit den errungenen Fortschritten beim Bemühen um einen friedfertigen Umgang miteinander. Soziale und kulturelle Unterschiede bilden keine unüberwindbaren Hürden für ein gedeihliches Zusammenleben. Selbst harte Differenzen, die uns Ungleichheit und Ungerechtigkeit anprangern lassen, müssen nicht in gewalttätige Klassenkämpfe oder einen nicht nur von geostrategischen Chefideologen der globalen Politik beschworenen »Kampf der Kulturen« münden (Huntington, 1996; Einspruch formuliert etwa Müller, 2001). Das sehen gegenwärtig wohl die meisten so, trotz aller berechtigten Skepsis und Sorge. Nicht alles ist gut in Europa und speziell in Deutschland, einiges aber vergleichsweise besser als früher oder anderswo. Das ist bemerkenswert, wie jeder Blick

in die Geschichte und Gegenwart des 20. und 21. Jahrhunderts dieses Kontinents lehrt.

Es ist wichtig zu sehen – und gegen die misanthropische, Differenzen eher schürende als analysierende Weltsicht – immer wieder daran zu erinnern, dass die unleugbaren Schwierigkeiten, Versäumnisse und Defizite, nicht zuletzt die offenkundig *polemogenen Tendenzen*, Konflikt- und Gewalt*potenziale* nicht in gewaltvolle Kämpfe und Kriege münden müssen. Kulturelle Unterschiede, genauer: gewisse Formen des *hermeneutisch vermittelten Umgangs* mit solchen Unterschieden *können* Gewalt mit sich bringen, führen aber keineswegs zwangsläufig dazu. Es gibt hier keinen (oft gedankenlos unterstellten) Automatismus (vgl. Liebsch, 2001, der seit Langem gegen die Suggestion solcher Automatismen anschreibt). Davon zeugen bereits unsere alltäglichen Erfahrungen. Gegen induktive – wissenschaftstheoretisch nicht zu rechtfertigende – Verallgemeinerungen, die sich auf ebenso einschlägige wie einseitige Beispiele stützen, lassen sich meistens beliebig viele Gegenbeispiele vorbringen. Es gibt auch im Feld kultureller Unterschiede keine psychosoziale Mechanik der sukzessiven Entfesselung einer Gewalt, die mit harmlos scheinenden Stereotypen und üblichen Vorurteilen anhebt, sich über Stigmatisierungen, Diskriminierungen und Degradierungen, Akte der Missachtung, Verachtung und versagten Anerkennung sowie »hate speeches« (Butler, 1997) oder andere Formen der Aversion und Aggression fortsetzt, um am extremen Ende der fortschreitenden Eskalation womöglich in die exzessive Tortur und physische Vernichtung fremder Anderer zu münden. Man darf und sollte zwar manchmal mit dem Schlimmsten rechnen, den finalen Exzess entfesselter Gewalt aber nicht zur unabänderlichen Notwendigkeit oder gar zum Wesen der menschlichen Natur erklären. Es gibt, wo Menschen einander fremd finden und vielleicht unversehens Ängste, Aversionen, unterschwellig ablehnende und manifest feindselige Affekte gegeneinander entwickeln, stets enorme Spielräume des Verhaltens. Dies zu übersehen oder kleinzureden ist häufig der Beginn vermeidbarer Entwicklungen.

Kulturelle Differenzen sowie die damit verwobenen Erlebnisse der Andersheit und Fremdheit gehören zu einem Leben, das be-

kannlich unsere Neugier wecken, wachhalten und faszinierende Aussichten auf die Erweiterung des eigenen Horizontes, Erlebnis- und Handlungspotenzials eröffnen kann. Die Sehnsucht nach dem Anderen und Fremden kann Menschen motivieren, sich und ihr Handeln in Bewegung zu halten (Boesch, 1998, 2000, 2021; vgl. auch Straub, Chakkarath & Salzmann, 2020). Sie macht Begegnungen mit anderen und fremden Menschen womöglich zu einem Ort willkommener Selbsttranszendenz (Joas, 1997) – zumindest im Nachhinein, also dann, wenn die vielleicht auch verunsichernde Öffnung des eigenen Selbst schließlich doch noch eine bereichernde Verschiebung von Grenzen dieses Selbst bewirkt hat. Manchmal geschieht das gegen die eigene Ansicht und Absicht, sogar gegen den eigenen Willen – und dennoch im Sinne eines Subjekts, das für jede erlangte Erweiterung seines Erlebnis- und Handlungspotenzials *post festum* dankbar ist. Das Abenteuer des Zusammenlebens (Todorov, 1996) birgt zweifellos irritierende Herausforderungen, offenkundige oder latente Bedrohungen des Selbst der beteiligten Akteure. Wir alle werden von der bloßen Existenz der fremden Anderen ebenso angesprochen und angeregt wie in Anspruch genommen. Wo wechselseitige Anerkennung halbwegs gelingt und sich auf ihrem Boden friedfertige Formen der Kommunikation, Kooperation und Koexistenz herausbilden, verschwinden Ängste und Klagen über die Präsenz des oder der Fremden. Bis dahin ist es oft ein weiter Weg. Davon handeln viele Kapitel des vorliegenden Buchs.

Die Sehnsucht nach dem Anderen und Fremden ist meistens eine Quelle von Unbehagen, unheimlichen Gefühlen und negativen Gestimmtheiten, ambivalenten »Gewahrnissen« und Gedanken (Boesch, 2005, 2021). Mitunter erstickt dieses Unbehagen die besagte Sehnsucht und fördert Abschottungen des eigenen Selbst sowie der Gruppe, zu der man gehört, rigide Ausgrenzungen des Anderen und Fremden. In solchen Fällen lässt sich das kommunikative Selbstverhältnis einer Person nicht mehr als »Identität« begreifen und beschreiben, solange wir diesen theoretischen Begriff – wie es anspruchsvolle Ansätze vorsehen – auf eine offene, dynamische Struktur eines dezentrierten, verflüssigten Selbst beziehen. Wir haben es dann vielmehr mit jener Struk-

tur eines personalen Selbst- und Weltverhältnisses zu tun, die Erik Erikson sehr treffend als »Totalität« bezeichnete und recht präzise bestimmt hat (Erikson, 1973; vgl. dazu Straub z. B. 1991 oder 2019a, wo die *triadische* Unterscheidung zwischen *Totalität*, *Identität* und *Multiplizität/Dissoziation* genauer erörtert wird).²

2 In Kürze: Ich unterscheide (mit Erikson und über ihn hinausgehend) die durch Offenheit, Flexibilität und Ambiguitätstoleranz sowie eine konstitutive Dynamik der Selbsttranszendenz charakterisierte Identität *akzentuierend* von jener totalitären Struktur einer kommunikativen Selbstbeziehung, die durch die Wirksamkeit eines internalisierten psychologischen Imperativs konstituiert und reproduziert wird: »nichts was draußen ist, darf hinein, nichts Inneres, das dem zementierten Selbstbild widerstreitet, hinaus!« Totalität ist ebenso »absolut exklusiv wie absolut inklusiv; ein Zustand des Entweder-Oder, der ein Element der Gewalt enthält« (Erikson, 1973, S. 168; Straub, 2002, S. 96ff.). Das totalitäre Selbst bewahrt sich durch die Etablierung und Verteidigung unverrückbarer Selbst-Grenzen und eine damit verwobene – vielfach durch den Abwehrmechanismus der Projektion vermittelte – Aversion und Aggression gegen die anderen und Fremden. Totalität setzt, psychologisch bzw. psychoanalytisch betrachtet, eine Gewaltsamkeit voraus, die die anderen und Fremden ebenso in Mitleidenschaft zieht wie das eigene Selbst. Dessen Erlebnis- und Handlungspotenzial, Lern-, Entwicklungs- und Bildungschancen werden systematisch beschnitten, limitiert. Demgegenüber erhält sich die Identität einer Person, folgt man der Psycho- und Sozio-Logik dieses Begriffs, notwendigerweise *im Übergang*, mithin durch Widerfahrnisse, Erfahrungen der Selbsttranszendenz und aktiven Selbstveränderung (etwa im Zuge expansiven Lernens; vgl. dazu das Kapitel zu den lerntheoretischen Voraussetzungen »interkultureller Kompetenz« in diesem Buch). Die an anderer Stelle begründete und erläuterte Rede von einer »transitorischen Identität« (Straub & Renn, 2002) ist, genau genommen, tautologisch. »Identität« meint prinzipiell jene Struktur der kommunikativen Selbstbeziehung einer Person, welche wegen ihrer Offenheit für kontingente, »äußere« oder »innere« Ereignisse auf Erweiterungen des Selbst hin angelegt ist. Diese Offenheit hat freilich ihre Grenzen, die das Subjekt vor nicht bewältigbaren Zumutungen und Überlastungen schützen sollen. Jedoch sind diese Grenzen nicht starr, sondern porös und verschiebbar, wobei ggf. eintretende Verschiebungen keineswegs der Verfügungsgewalt des Subjekts unterstellt sind. Eine Person kann allenfalls darauf bedacht und darum besorgt sein, nicht in solche Strudel langfristig unkontrollierbarer Erschütterungen und Bewegungen zu geraten, die ihre Identitätsstruktur zu zerstören drohen und sie in einen Zustand der nachhaltigen Diffusion, Fragmentierung und Dissoziation oder Multiplizität treiben. Letzteres bedeutete, dass das Orientierungsvermögen und Handlungspotenzial eines partiell autonomen Subjekts in einer von ihm leidvoll